

Nr. 259. Bromberg, den 11. November 1933

Ein Mann springt in die Spree!

Roman von Nikolaus Wesel.

(12. Fortsetzung.)

„Jetzt hat man plötzlich seine Kunst entdeckt", unterbrach Freese lebhaft. „Es sind bereits an die dreißig Bilder verkauft worden und zu unglaublichen Preisen. Sie werden fragen, mit welchem Recht ich mich unterfangen konnte, in den Verkauf zu willigen. Aber ich hatte nun einmal geschworen, Ihre Interessen zu wahren. Sollte die glänzende Gelegenheit verpaßt werden, nur weil kein wirklich Berechtigter in der Lage war, die Gelegenheit zu nützen? Heute wäre es schon zu spät, das Eisen mußte geschmiedet werden, solange es heiß war."

Sylvia war sprachlos. Sie wußte offenbar nicht, ob sie sich freuen oder erbittert sein sollte über ein hämisches Schicksal, das den Erfolg zu spät bescherte, um einige kurze Wochen zu spät, und das mit der Anerkennung, die es brachte, den, dem sie galt, zu verspotten schien.

„Selbstverständlich steht Ihnen der Erlös aus den Bilderverkäufen zur Verfügung", fuhr Freese fort. „Für mich habe ich nur wenig in Anspruch genommen, nicht mehr, als ich brauchte, um die Rolle, die ich spielen mußte, durchhalten zu können. Ich kann wohl sagen, daß Ihre Zukunft schon jetzt gesichert ist. Die dreißig Bilder haben eine hübsche Summe eingetragen. Ich werde Ihnen natürlich genaue Belege unterbreiten —"

„Dreißig Bilder!" staunte Sylvia. „Warum ist das nicht früher geschehen? Es wäre alles anders gekommen. Georg hat mir immer versichert, daß er an sich als Künstler glaube. Aber ich, ich habe nicht mehr an ihn glauben können."

„Warum man früher seine Bilder nicht gekauft hat, fragen Sie?" entgegnete Freese. „Weil es nicht darauf ankommt, was einer kann und was er bedeutet, sondern was um ihn her gemacht wird. Weil jetzt der Maler Stukkering als ein interessanter Millionenerbe gilt, bekümmerte man sich auch um seine Werke, und da die Bilder an und für sich etwas taugen, kauft man sie. Wenn ihre Sensationslust gekitzelt wird, geben die Leute Geld dafür aus."

„Es war natürlich auch ein Unglück, daß wir lange in einer kleinen Stadt gesessen haben", fuhr sie fort. „In Rudolstadt. Wir hatten uns dort kennengelernt und geheiratet, vor drei Jahren. Wir hatten etwas Geld, Georg arbeitete darauf los und in der Stille konnte er was schaffen. Daran, daß man die Sachen auch loswerden müsse, dachte er kaum. Später, als es nicht mehr recht weiter ging, zogen wir nach Berlin. Georg hatte stets behauptet, wären wir erst hier, würde alles ganz anders werden, besser. Aber es gab nur Enttäuschungen über Enttäuschungen! Zuletzt verlor mein Mann den Mut. Vielleicht hatte er schon längst seine Zuversicht verloren, er war seit Jahr und Tag anders geworden, hatte fast ganz zu arbeiten aufgehört und er hatte begonnen, etwas zu tun, was er früher nie getan hatte: er trank! Er wollte seine Niedergeschlagenheit vergessen. Dann kam noch etwas Schlimmeres: Kokain. Manchmal war er halbe Nächte fort und schlief am Tage. Es kam zu Streitigkeiten zwischen uns, wie man sich leicht denken kann. Ich machte ihm Vorwürfe, wollte ihn aus seinem Sumpf reißen, ihn anstacheln, ich glaubte ihm nicht, daß er nicht Schuld an den Mißerfolgen trug, und ich habe ihn manchmal beinahe gehaßt, wenn er am Nachmittag noch im Bette lag und schlief. Dazu kam: Während der drei Monate, seit denen wir in Berlin hausten, lebte ich fast wie eine Gefangene: wir kannten keine Menschenseele, wechselten mit niemandem ein Wort. Wir lebten auf einer einsamen Insel."

Es war, als wollte sie sich vor dem fremden Mann, der so entscheidend in ihr Leben eingegriffen hatte, rechtfertigen: „Und schließlich stahl er mir mein letztes Geld. Ich hatte früher einmal achtzig Mark beiseite gelegt und sie versteckt, für den alleräußersten Notfall. Eines Tages entdeckte ich, daß dreißig Mark davon fehlten. Er mußte zugeben, daß er sie genommen und vertrunken hatte. Es kam zu einer schrecklichen Auseinandersetzung. Schließlich versöhnten wir uns und faßten den endgültigen Beschluß — nun, Sie wissen ja, was weiter geschah."

Freese drehte sich unentschlossen um. Eine bedeutungsvolle Frage schwebte ihm auf der Zunge. Er wollte Sylvia entgegenhalten, ob sie denn nichts davon gewußt hatte, daß ihr Mann versucht hatte, Banknoten zu fälschen. Und vielleicht war es nicht einmal beim Versuch geblieben! Sollte ihr das ganz verborgen geblieben sein? War Stukkering darauf angewiesen gewesen, sich Geld anzueignen, wenn er selbst welches herstellte? Und dann der Schluß ihres Berichtes: sie hatten sich versöhnt und hierauf beschlossen, aus dem Leben zu scheiden? Das klang so abrupt, irgendetwas fehlte, ein Zwischenglied.

Seine Hand tastete langsam nach der Brieftasche, aber er zog sie wieder zurück: es war unnötig, sie wissen zu lassen, daß er die beiden Platten entdeckt hatte. Entweder war ihr über diese Versuche wirklich nichts bekannt, dann war es grausam, das Andenken ihres Gatten für sie durch diesen häßlichen Fleck zu entstellen. Oder sie war Mitwisserin, möglicherweise noch mehr als das, und dann — nun, sie hatte geschwiegen! Es war besser, menschlicher, wenn auch er schwieg, wenigstens vorläufig.

Er wäre nicht imstande gewesen, zu sprechen, selbst wenn er gewollt hätte. Diesem klaren Antlitz, den großen dunklen Augen gegenüber, die auf ihn gerichtet waren, fühlte er sich wehrlos. Mochten die Dinge wie sie wollten, liegen, er war nicht Sylvias Richter, er hatte keine Rechenschaft zu fordern.

„Ich . . . danke Ihnen, daß Sie mich nun in alles eingeweiht haben", sagte er stockend, „nun weiß ich wenigstens halbwegs Bescheid. Bisher war ich jeden Tag in Sorge, irgendeinen Unsinn zu begehen, das heißt aus der Rolle zu fallen . . ."

Sie senkte erschöpft den Kopf. „Für mich ist das schrecklich zu hören!" erwiderte sie leise. „Aus der Rolle fallen . . . versetzen Sie sich in meine Lage! Ich habe Furcht-

bares mitgemacht und es ist ja noch nicht einmal richtig hinter mir."

Freese nickte. „Ich verstehe das vollkommen, verzeihen Sie, wenn ich mich vergesse . . ."

Sylvia lächelte matt: „Ich will versuchen, es zu überwinden. Es kommt nur so viel auf einmal. Ich muß mich zusammennehmen, auch wegen der Leute."

Sie musterte fast ängstlich die Umgebung, ihr Blick glitt über die stoffbespannten Wände, den schweren flämischen Teppich, die alten Barockmöbel. Dann sagte sie: „Hier will ich jedenfalls nicht bleiben. Ich möchte zurück ins Atelier!"

„Das ist nicht mehr vorhanden", klärte er sie auf. „Das heißt, es ist aufgegeben worden und die Möbel und Ihr übriges Eigentum hat man auf mein Betreiben hierher geschafft. Wir haben hier alles oben in einem Nebenraum untergebracht. Ich dachte, daß Sie vielleicht Wert darauf legen könnten, es sind immerhin Erinnerungen. Oben ist auch ein neues, sehr schönes Atelier vorhanden, das jetzt freilich keinen Zweck hat. Höchstens um Bilderkäufer zu empfangen."

Seine Eröffnung schien sie sehr zu enttäuschen. „Wohin soll ich nun?" fragte sie verwirrt. Rührend war sie in ihrer Schwäche und Hilflosigkeit.

Beruhigend redete er ihr zu. „Weshalb sollen Sie eigentlich nicht hier bleiben? Sie sind doch ausgezeichnet untergebracht. Und dann ist es doch schließlich das Selbstverständliche, daß Sie hier wohnen."

„Und Sie?" fragte Sylvia zögernd. „Sie haben hier doch gelebt die letzte Zeit, und nun soll ich Sie vertreiben?"

„Von Vertreiben kann gar keine Rede sein!" fiel ihr Freese lächelnd ins Wort. Es freute ihn, daß sie auch an ihn dachte bei dieser ein wenig peinlichen, ja quälenden Auseinandersetzung, und daß sie Vertrauen zu ihm zu fassen schien. „Ich habe gar nicht anders gerechnet, als daß ich mich zurückziehen würde, sobald Sie in der Lage wären, selbständig nach eigenem Ermessen einzugreifen."

„Aber ich bin dem allen doch gar nicht gewachsen, vorläufig wenigstens!" rief sie ganz verzweifelt und wieder schaute sie fast feindselig auf die ungewohnte Eleganz des Raumes, in dem sie verhandelten. „Und der Gedanke ist mir einfach gräßlich, in diesem fremden, großen Haus allein zu sein, ohne einen Menschen, mit dem ich offen reden kann. Und was werden sich die Dienstboten und die Leute denken, wenn Sie plötzlich nach meinem Eintreffen verschwinden, man hält Sie doch —"

„Für Ihren Mann", vollendete Freese, weil sie plötzlich stockte. „Selbst wenn ich mich entschließen könnte, meine — Rolle noch eine Zeitlang weiter zu spielen, um Ihnen den Übergang zu erleichtern und Ihnen jederzeit mit Rat und Tat zur Seite stehen zu können —"

„Nein — ich glaube, das geht wirklich nicht!" meinte sie hastig und verwirrt.

„Ich fürchte auch, daß das nicht geht", bestätigte er, ein wenig belustigt wegen ihrer Verlegenheit, die ihr entzückend zu Gesicht stand. „Denn wenn ich auch selbstverständlich den größten Takt walten ließe, vor den Leuten müßten wir doch Komödie spielen — und das würde Ihnen wohl sehr unangenehm sein."

Sie schüttelte resigniert den Kopf. „Sie haben recht, eine unmögliche Situation." Aber als hätte sie Angst, ihn wieder zu verletzen, fügte sie rasch hinzu: „Obwohl ich natürlich von — von Ihrem Takt überzeugt wäre —"

Er verbeugte sich leicht. „Nun, Sie können es sich ja noch überlegen. Jetzt möchte ich Ihnen gerne das Haus zeigen."

Sylvia war ihm dankbar für diese Ablenkung.

Er schritt voran. Der Weg führte ins obere Stockwerk: dort lagen ein Schlafzimmer in sanftem Hellblau, in schimmerndem Weiß das dazugehörige Bad, und ein lichter Ankleideraum mit hohen Garderobeschränken.

„Ich glaube, daß es sich hier ganz gut hausen ließe", meinte Freese lächelnd.

„Und welcher Raum stößt von der anderen Seite an dieses Schlafzimmer?" wollte sie wissen.

„Das meine", gestand er. „Das heißt, mein bisheriges Schlafzimmer."

„Die Türe ist unverschlossen?"

„Das ist bisher so gewesen. Natürlich."

„So werde ich jeden Abend von meiner Seite aus absperren!"

Überrascht sah Freese Sylvia an. „Das bedeutet —?"

Sylvia wich seinem Blick nicht aus. Es war ihr anzusehen, daß ihr der Entschluß nicht leicht fiel: „Das bedeutet, daß ich Sie bitte, vorläufig zu bleiben. Es geht ja nicht anders. Und ich vertraue Ihnen, daß Sie den besonderen Umständen Rechnung tragen werden."

Auch ihm fiel es nicht leicht, seinen festen Entschluß zu ändern und zu bleiben. „Gut. — Ich werde Sie in keiner Weise behelligen. Wir haben uns ganz klar verständigt. Außerdem bin ich nicht viel daheim, das ganze Haus steht zu Ihrer Verfügung."

„Ich danke Ihnen!"

Er verbeugte sich und ging. Er konnte ihr nachfühlen, daß sie mit ihrer Kraft zu Ende war. In der Türe wandte er flüchtig den Kopf. Sylvia stand in der Mitte des Zimmers und blickte ihm nach.

XII.

Den Abend verbrachte Freese auswärts. Er hatte versprochen, Christa abzuholen und mit ihr einmal „groß auszugehen". Das bedeutete: Rundreise mit mehreren Stationen und eine davon war: Abendessen mit „Szenerie". Darunter verstand sie ein Lokal, wo man „Leute sah". Sie wollte immer wieder Leute sehen, die scheinbar oder wirklich das Leben genossen. Das halte sie im Gleichgewicht, behauptete sie.

Und dann, nachher, natürlich Tanz! Darin war sie unersättlich. Freese sah manchmal mit Besorgnis, wie sie atemlos und mit hektischen Flecken auf den Wangen zurückkehrte. Er mahnte: „Ruhen Sie doch ein bißchen! Nur eine kleine Pause!"

Sie widersprach fast erbittert: „Ich habe keine Zeit zu verlieren!"

Vom Großen Schauspielhaus, wo die Revue erst um Mitternacht zu Ende gewesen war, fuhren sie nach der Kurfürstenstraße. Christa hatte ein Restaurant aufs Programm gesetzt, das seit einigen Monaten als höchste Klasse galt. Hier trafen sich viele bekannte Leute. Insgesamt gab es vielleicht zwanzig Tische. Keine Speisekarte! Man ließ sich vom Kellner empfehlen. Die Höhe der Preise erfuhr man erst bei der Rechnung.

Man saß in abgeschlossenen Kojen und die Bedienung war ein lautloser feierlicher Akt.

Freese ließ Christa mit dem Ober über die Zusammenstellung des Menus verhandeln, er verstand nichts davon. In den Zehncentlokalen Newyorks hatte er keine Gelegenheit gehabt, kulinarische Künste zu studieren und er fühlte keinen Ehrgeiz, das Versäumte nachzuholen. Dieses Aufgebot hier empfand er wie etwas Verwerfliches: man mästete sich auf wichtigtuerische Weise, indessen Millionen andere — er kannte das zu gut!

Christa, das weltfremde Kind, nahm die Sache großartig ernst. In Gottes Namen, wenn es ihr Spaß machte!

„Fertig?" fragte er, als der Haushofmeister verschwunden war. „Sie haben ja eine richtige Beratung abgehalten."

Christa kehrte ihm ein feierliches Gesicht zu: „Wissen Sie, daß ich heute Geburtstag habe?"

Er war ganz bestürzt, er hatte es vergessen. „Warum haben Sie mich nicht daran erinnert?" fragte er.

„Ich sage es doch früh genug. Sonst hätten Sie sich vielleicht zu Geschenken hinreißen lassen und das wäre überflüssig gewesen. Ich brauche doch eigentlich nichts mehr. Einundzwanzig werde ich. Den zweiundzwanzigsten brauche ich nicht mehr zu feiern. Ziemlich beruhigend, nicht?"

„Christa, reden Sie nicht so gottlos!"

„Wieso denn? Weil ich die Heiligkeit des langen Lebens nicht anerkenne? Das ist so ein Götze, vor dem sie alle auf den Knien herumrutschen. Übrigens, ich habe auch Sekt bestellt. Sie sind doch einverstanden?"

„Ich bin mit allem einverstanden, Christa, nur nicht mit Ihrer Art, Schluß zu machen."

„Und gerade da lasse ich mir nichts dareinreden. Ich lasse mir überhaupt von niemandem mehr etwas dareinreden. Wollen Sie wissen, was es gibt? Forellen, Rehrücken mit Maronenpüree und Cumberlandsauce, dann Käseauflauf. Lieben Sie Forellen?"

„Ich habe noch nie welche gegessen", gestand Freese heiter.

(Fortsetzung folgt.)

Martinibräuche.

Interessantes zum Martinstag.

Von Professor Dr. Karl Roth=München.

Ist die Ernte eingebracht, so geht für das Landvolk das Arbeitsjahr zu Ende. Frohen Festen und Feiern gehören die folgenden Wochen, und wie die Kirchweih und das Michaelifest, gehört auch der Tag des Heiligen Martinus, des einstigen römischen Offiziers und späteren Bichofs von Tours, als letzte zu jenen Erntedank- und Herbstfeiern, deren Ursprung schon in germanische Zeit zurückreicht. Viele dieser alten Herbstfestbräuche haben sich in versteckter Form auf dem Lande bis heute erhalten. Nur mußten mit der Verbreitung des Christentums die alten Götter weichen, an Stelle Wotans trat der Heilige Martinus.

Das Martinifest wird zum ersten Male um 500 von Papst Gelasius als Heiligenfest erwähnt. Und St. Martin galt etwas bei den alten Deutschen. Seine Stellung als einstiger Kriegsmann, als Wohl- und Wundertäter schuf Verbindung mit Wotan und erleichterte die Einführung seines Kultes. Die Opfergaben, die einst Wotan dargebracht wurden, gehörten nun ihm und der Kirche. Da lieferte der Angelsachse schon im 7. Jahrhundert seinen Kirkshot, eine bestimmte Menge Weizen, am Martinstage an die Kirche ab, und ebenso war auf deutschem Boden unter Karl dem Großen das Martinsfest der Zinstag, an dem Kirchen und Klöstern Schweine, Hühner und Gänse als „Martinslehnzins" geliefert wurden. Es sind die altgermanischen Opfertiere dieses Tages. Mit der Ablieferung der Gefälle waren immer Volksfeste verbunden, die schon mit dem vorhergehenden Abend begannen. Da spricht ein englisches Lied aus der Zeit der Königin Elisabeth von der „fröhlichen Nacht der Martinsmesse". Germanische Feste begannen ja immer abends und währten bis tief in die Nacht, und so singen auch heute in vielen deutschen Gegenden die Kinder am Abend des 10. November ihre Martinslieder, erhalten dann Würste, Nüsse und Obst und sprechen dafür dem Heiligen ihren Dank aus: „Mertens is en gauten mann, dei it wol vergelten kann." In Mittelfranken und in manchen Teilen Schwabens zieht der „Pelzmärtel" noch persönlich um, vermummt und geschwärzt, mit einer Kuhglocke lärmend, schreckt die Kinder, wirft ihnen dann aber doch Äpfel und Nüsse zu.

Wie am Johannistage so leuchten in manchen Gegenden auch am Vorabend des Martinstages die Martinsfeuer auf, die jubelnd umtanzt werden. Da durchzieht die Jugend noch die Dörfer mit Fackeln und Papierlaternen, ihre Martinslieder singend, und im Eichsfeldischen läßt man auf den kleinen Flußläufen Lichtchen in Nußschalen schwimmen. Der dem 16. Jahrhundert angehörende Dichter Fischart erwähnt schon das heute noch da und dort übliche Verbrennen von Obstkörben, die man die Berge hinabrollt. Mit Bränden lief und läuft man noch heute über Wiesen und Felder, um sie der segenbringenden und reinigenden Kraft des Feuers teilhaftig werden zu lassen. Den Höhepunkt des alten Wotansfestes bildeten die Tieropfer und die anschließenden Opfermahle. An sie erinnert noch die bei uns mit dem Martinstage einsetzende Schlachtzeit. Hieß doch, wie uns der Angelsachse Beda berichtet, bei den Angeln der November geradezu der „blotmonath". In Holland spricht man noch heute vom „slagtmaand". In unserer Zeit schlachtet man in England zu Martlemas Rinder und Schweine, und das Martlemasbeef hängt neben dem Schinken im Rauchfang. Das Einschlachten wird überall zum Schlachtfest, wobei man Fleisch und Würste, die man ehedem gemeinsam beim Opfermahle verzehrte, an Verwandte und Nachbarn schickt, — den Tribut, den man ehedem den Göttern schuldig war.

Und der Heilige muß wirklich sehr vielseitig sein. Wer hat ihn nur nicht als Patron angenommen, wem und für was mußte er nicht helfen! Der reuige Sünder betet zu ihm ebenso wie der Vogelsteller und der betrunkene Zecher; gegen Krankheit und Pocken muß er seinen Beistand leisten, und nicht zuletzt ist er der Schutzheilige der Hirten und Herden. Da erscheint im Bayerischen und Österreichischen der Gemeindehirte am Vorabend des Martinstages, wenn das Vieh zum letztenmal ausgetrieben ist, als der „heilige Martin" und überreicht, altertümliche Sprüche aufsagend, jedem Bauern die Martinsgerte, ein geschmücktes Birkenreis. Die Gerte steckt der Bauer in den Stall zum Schutze des Viehes als Symbol des Wachstumsgeistes. Wird doch der „liebe herr sant Martein" schon in einem altdeutschen Hirtensegen als Schützer des Viehes angerufen. Und ebenso bat in alten Zeiten der Jäger, wenn er zur Jagd ging, den Heiligen, seine Hunde vor dem Wolf zu schützen. Selbst die Kirche stellt sich in diesen Dienst und spricht noch heute den Segen über die Pferde, nachdem die Bauern dreimal eine Martinskapelle umritten und dem Heiligen Geldopfer gebracht haben. Ganz besonders war dem Heiligen die Gans geweiht, die ja auch bei den Martinsfestmahlen eine Hauptrolle spielt.

Mit dem Martinsmahl war ein tüchtiger „Mertenstrunk" verbunden, wie der Stricker, ein österreichischer Dichter des 13. Jahrhunderts, berichtet. Am Martinstage trank man in Weingegenden den neuen Wein, den Martinswein, weil er nach dem Volksglauben den Männern besondere Kraft und Frauen Schönheit verleiht. Der Heilige vermag aber nicht nur Most sofort in Wein zu verwandeln, sondern auch Wasser. So stellen bei den Halloren die Kinder Krüge mit Wasser auf, das sich dank elterlicher Vermittlung am nächsten Morgen in Wein verwandelt hat. Die Schmausereien und Zechgelage, die das Maß überschritten, so daß die Obrigkeit einschreiten mußte, währten oft mehrere Tage. Umzüge und Tanzbelustigungen fanden statt, und an den reich besetzten Tafeln trank man des Heiligen Minne wie in alter Zeit die Wotans. Wie sehr man St. Martin mit Schmausereien und Gelagen in Verbindung brachte, zeigt das französische Wort für Katzenjammer „mal St. Martin"; „martiner" heißt tüchtig zechen und „faire St. Martin" bedeutet tüchtig schmausen.

Mit dem Martinstage hat das bäuerliche Jahr seinen Abschluß gefunden. „St. Martin macht Feuer im Kamin." Die nächsten Wochen bis Weihnachten sind für den Landmann eine Vorbereitungszeit für das nächste Jahr, über dessen Verlauf er gerne schon jetzt Gewißheit haben möchte. So wird der Martinstag zum Lostag. Da nimmt man vom Gansbraten das Brustbein und besieht es auf seine Farbe. Ist diese hell, gibt es einen strengen Winter; ist sie dunkler, kommt viel Schnee und laues Wetter. Auch sonst muß die Gans im Laufe des Jahres als Wetterprophet dienen. Wenn sich diese Vögel viel baden, folgt Regen; und ebenso folgt schlechtes Wetter, wenn sie auf einem Fuße stehen. Auch das weiß der Bauer gewiß: Wenn es Martini friert, ist Weihnachten offenes Wetter.

Die Gans ist ein komischer Vogel.

Volksbrauch und Aberglaube um den Martinsvogel.

Von Gottfried Glaser.

Die Zeit ist da! In langen Reihen hängen in Läden und auf Wochenmärkten die gerupften Gänse und harren ihrer Bestimmung. „Eine gute gebratene Gans ist eine gute Gabe Gottes", sagt der Volksmund. Oder es wird behauptet, die Gans sei ein komischer Vogel, „zum Frühstück zuviel und zum Mittag zu wenig".

Diese und ähnliche Aussprüche zeigen, wie sehr der Vogel des Heiligen Martin, das Sinnbild der Tapferkeit bei den alten Germanen, geschätzt wird. Zwar, ein großer Teil des Bedarfs an fetten Gänsen wird heute von den Geflügelfarmen gedeckt. Es gibt aber auch noch Landstriche, in denen die Gänsezucht eine Haupteinnahmequelle der Bevölkerung bildet. Oderbruch, Pommern und Ostfriesland sind bekannt dafür. Und diese Gegenden sind es auch, in denen sich Volksbräuche und Aberglauben um die Gans bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Es beginnt schon, bevor die jungen Gänse, „Gösseln", aus dem Ei geschlüpft sind, und endigt erst, wenn die Gans ihre Bestimmung, verzehrt zu werden, erfüllt hat. Der „Huke", einer vorjährigen oder noch älteren Gans werden die Eier zum Brüten untergelegt. Vorher vergewissert sich die Landfrau, mit welcher Anzahl von Gänserichen und Gänsen sie zu rechnen hat. Das siderische Pendel muß dabei helfen. Heimlich zupft sie sich ein Haar aus, bindet sich einen Trauring daran und hält ihn über jedes Ei. Die Bewegung des Pendels in Längsrichtung läßt auf einen

Gänserich schließen, die Kreisbewegung verspricht eine Gans. Dem ersten Schwarm ziehender Wildgänse sieht der Züchter im Frühjahr aufmerksam nach. Seine Zahl verrät ihm, wieviel junge Gänse er in diesem Jahre haben wird. Überhaupt spielt gerade beim Setzen der Brutgans der Aberglaube eine große Rolle. Die Eier sollen der alten Gans gleichzeitig untergelegt werden, dann wird auch die Herde später gut beisammen bleiben. Man soll beim Setzen essen, das schützt gegen die Freßunlust der Tiere. Und das Klappern mit Schlüsseln sichert ein gutes Auskommen der Gösseln. Die Himmelszeichen sollen beachtet werden. Legt der Züchter Wert auf gutes Gewicht, so setzt er die Gans im Zeichen der Waage; soll es aber gute Federn geben, so wartet er das Zeichen des Krebses ab.

Groß ist die Freude, wenn die Gösseln auskommen und es ist nicht ein Ei „klar“, d. h. unbefruchtet, gewesen. War aber doch eins darunter, so wirft es der Landmann rücklings über das Dach. Das schützt die Zucht gegen weiteres Unheil. Sorgsam werden die jungen Gänse aufgezogen. Gegen das Verhexen, an das man in diesen Gegenden vielfach noch glaubt, schützt man sich, indem man den jungen Gänsen das Zeichen des Kreuzes in die Flaumfedern des Kopfes schneidet. Ein gutes Mittel ist aber auch, das Nest mit den Eierschalen zu verbrennen und die jungen Tiere in den Rauch zu halten. Und der Knabe, der später die Herde auf das Stoppelfeld treibt, macht drei Knoten in seine Peitschenschnur, das bannt die bösen Geister.

Beginnt das Schlachten, so ist hohe Zeit. Ein Nachbar hilft dem andern. Die Gänse werden durch einen Schlag auf den Kopf betäubt und dann gestochen. Bedauern soll man sie nicht, sonst fällt ihnen das Sterben zu schwer. Das Gänserupfen ist Sache der Frauen und Mädchen, und so beschäftigt sich auch der damit verbundene Aberglauben ausschließlich mit ihnen. Werden die Gänse am Morgen oder Abend gerupft, so geben die Federn ein weiches Brautbett. Manches Mädchen stiehlt sich heimlich beiseite und versucht, der Gans die Schwanzfedern auf einmal auszureißen. Gelingt ihr das, so kann sie im nächsten Jahre heiraten. Das Wasser aber, in dem die gerupften und über offenem Feuer gesengten Gänse gewaschen werden, hat verschönende Kraft.

Verwertet wird von der Gans fast alles. Von den Füßen sagt ein kleiner Vers: „Gänsefüß' schmecken süß, Gänseschnabel miserabel“. Auch der Steert oder Stietz, der Bürgel, soll von besonderer Süße sein. Mancherlei Bedeutung hat der von allen Fleischresten gesäuberte Brustknochen der Gans. Zwar ist es nicht jedem gegeben, aus ihm weiszusagen, aber zum mindesten läßt sich aus ihm die Witterung des kommenden Winters bestimmen. Hält man den Knochen gegen das Licht und erscheint er hell und klar, dann ist Frost zu erwarten, ist die Färbung dunkel-rötlich, so wird der Winter viel Tauwetter bringen.

Wieviel die Gans dem Landbewohner bedeutet, zeigen die Redensarten, die menschliche Eigenschaften in Beziehung zu Eigentümlichkeiten der Gans bringen. Das geht nicht ohne witzige Anspielungen ab. Das Gänsegeschnatter gibt Veranlassung zum Vergleich mit übermäßig gesprächigen Menschen. Gänsegeschnatter rettete zwar das Kapitol, junge Mädchen werden es aber nicht gern sehen, setzt man ihre Unterhaltung dem Schnattern der Martinsvögel gleich. Ob die Gans wirklich dumm ist, wissen wir nicht, sicherlich ist aber die Bezeichnung „dumme Gans“ nicht dazu angetan, das Wohlwollen einer Schönen zu erringen. Vom Hochmütigen sagt man, daß er seinen Kopf trage wie der „Ganter“ (Gänserich), und auch der Neugierige muß sich den Vergleich mit diesem gefallen lassen, denn er reckt seinen Hals wie er.

So sind Volksbrauch und Aberglauben um die Gans noch heute lebendig. Gern bringt der Landbewohner ihnen seine Opfer, um für Gedeihen und Entwicklung seiner Gänseherden günstige Vorbedingungen zu schaffen. Und wenn es auch über ihren Wert oder Unwert Meinungsverschiedenheiten geben mag, eins ist sicher, der alte Brauch, Gänse nach alten Rezepten zu braten, steht auch beim Städter noch überall in hohem Ansehen, und die geschätzte Martinsgans söhnt mit allen Widerwärtigkeiten des Lebens aus.

 **Bunte Chronik** 

Aus dreijährigem Schlaf erwacht.

Das „Linzer Volksblatt“ berichtet aus Peterskirchen bei Ried im Innkreis:

Die Eisenbahnersgattin Marianne Biedermann aus Gloggnitz, die seit nahezu drei Jahren an Schlafsucht leidet, ist nach dreijährigem Schlafe mit halbgeschlossenen Augen nunmehr erwacht. Während dieser drei Jahre mußte sie mittels flüssiger Nahrung ernährt werden. Auf äußere Eindrücke reagierte sie nicht. Vor einigen Tagen verschlimmerte sich der Zustand derart, daß die Frau mit den Sterbesakramenten versehen würde. Nun trat das überraschende Ereignis ein, daß die Patientin die Augen öffnete. Die letzten Ereignisse vor ihrer Erkrankung hat sie so lebhaft im Gedächtnis, als ob für sie die drei Jahre Krankheit gar nicht gewesen wären.

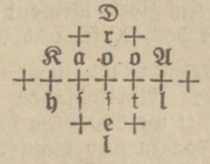
 **Rätsel-Ecke** 

Verschiebungs-Aufgabe.

Die Wörter: Paradies, Eisbär, Scheveningen, Zwergtanne, Schlangenbad, Rohrdommel, Frühstück, Begründung, Ludwig, Kichererbse, Gegengift, sind untereinander zu schreiben und alsdann so lange seitlich zu verschieben, bis zwei in gleichen Abständen voneinander befindliche senkrechte Reihen eine historische Stätte, sowie einen historischen Vorgang, der sich daselbst abspielte, namhaft machen.

*

Broschen-Rätsel.



Die Kreuze dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen, derart, daß fünf senkrecht zu lesende Wörter entstehen. Sind es die richtigen, so ergibt die lange waagerechte Mittellinie den Namen eines ernsten Feiertages.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 25[?].

Auflösung des Füll-Rätsels:



Auflösung des Besuchskarten-Rätsels:

Delikateßwarenhändler.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.